

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badischer Beobachter. 1863-1935 1910

261 (16.11.1910) 2. Blatt

Erzbergers Kampfeschrift gegen die Verschwendung von Millionen von Staatseigentum an das Großkapital.

Die neueste in Deutschland eingetroffene Nummer der „Liberitätsblätter“ schreibt über die den Reichstag noch im November beschäftigende Schrift: „Mit diesen Worten bezeichnet Herr Erzberger seine Broschüre „Willkürgeheimnisse“ in dem Wortort, und jeder Leser der Schrift wird, falls er nicht von vornherein zugunsten der D. R. G. (Deutsche Kolonial-Gesellschaft) befangen ist, zu dem Resultate kommen, daß der Titel wie auch die Bezeichnung im Wortort passend gewählt sind.

Als die Südwestafrikaner sich im letzten Monat des Vorjahres und wiederum im Januar dieses Jahres hilfebringend an den Reichstag wandten, von dem sie Schutz gegen die Uebergriffe der D. R. G. und ganz besonders auch gegen die selbstherrlichen Maßregeln des damaligen Staatssekretärs erbaten, die eine einseitige Begünstigung der D. R. G. auf Kosten des Schutzgebietes darstellten, da wurden ihre Petitionen sehr kühl aufgenommen, ja man ging über dieselbe zur Tagesordnung über, und Dornburg triumphierte. Wir haben damals darauf hingewiesen, daß dieser Mißerfolg der hiesigen Witzgesellschaft zum großen Teil zurückzuführen war, daß die große Mehrheit der Reichstagsabgeordneten über die tatsächlichen Umstände, über die geschichtliche Entstehung derselben und die Tragweite der Handlungen des Staatssekretärs ungenügend oder gar falsch informiert war. Wenn im späteren Verlauf der Verhandlungen eine Verbesserung eintrat, besser gewirkt, ihre Berücksichtigung in weiteren Beschlüssen erkannt wurde, wenn Dornburg seinen bestmöglichen Versuch machte, die D. R. G. zurückzudrängen und dafür wider seinen Willen, einem dem D. R. G. günstigeren Vertrag substituieren mußte, wenn er sich schließlich gezwungen sah, sein Amt niederzulegen und die Schutzgebiete wie von ihm übergeben zu lassen, so ist alles das nicht ohne die Bemühungen des Hrn. Erzberger, kräftig unterstützt durch die „Liberitätsblätter“, zu danken.

Herr Erzberger beschäftigt durchaus nicht, bei dem Gewonnenen stehen zu bleiben und sich mit den geringeren Vorbehalten zu begnügen. Er weiß sehr wohl, daß die Situation, die durch die Dornburg wider den Wunsch und Willen des Reichstags abgehandelten Verträge mit der D. R. G. und D. O. G. (Deutsche Diamantengesellschaft) geschaffen wurde, auf die Dauer unhaltbar ist. Er weiß, daß der Vertrag mit der D. R. G. dieser Verträge überhaupt, auf welche die Gesellschaft keinen rechtswirksamen Anspruch besitzt, das der Vertrag den Ansehensverlust, die mit Aufwendung großer Summen und mit Einsatz von Leben und Gesundheit in dem Schutzgebiet nördlich des 26. Grades Schürffelder erworbenen Rechte, ihr Eigentum nahm, und daß der Vertrag, wie die für sich ergangene Anweisung zur Erhebung der Feldersteuer beweist, das Kolonialamt in ein unvorteilhaftes Abhängigkeitsverhältnis zu der D. R. G. stellt. Er weiß auch, daß der Vertrag mit der D. O. G. dem Fiskus nicht so günstig ist, wie die mit Hilfe des amtlichen Apparates zirkulierenden Gewinnberechnungen erscheinen lassen, er weiß, daß bei beiden Verträgen die Leistungen des Staates und die Gegenleistungen der Gesellschaften in schreiendem Widerspruch zueinander stehen, und daß man durch den Abschluß der Verträge dem vorgezeichneten Ziel einer endgültigen Auseinandersetzung zwischen Staat und Privilegiengesellschaften nicht näher gekommen ist.

Er will deshalb in der kommenden Session des Reichstages den Kampf gegen die Privilegiengesellschaften wieder aufnehmen und die Giltigkeit der Verträge, die unter Verletzung des Budgetrechtes des Reichstages abgeschlossen worden sind, aufheben. In seiner Schrift unterzieht er die historische Entwicklung der Kolonialpolitik des Reiches seit dem Erwerb von Kolonien einer eingehenden Betrachtung

und weist darauf hin, auf welche fragwürdigen Grundlagen die Ansprüche der D. R. G. im Westafrika-Gebiet und dem Küstenstreifen südlich des 26. Grades ruhen, und wie gänzlich unbegründet die Ansprüche auf das Gebiet zwischen dem 26. Grad und dem Äquator sowie auf das Gebiet der roten Nation sind. Er stellt klar und deutlich dar, wie Dornburg durch den Bergprozeß vom 17. Februar bis 2. April 1908 der Lösung der Aufgabe, welche sich die Landkommision gestellt hatte, um einen guten Schritt näher gekommen war, wie er aber mit der Sperre zugunsten der D. R. G. das Gewonnene durch einen Föderalismus wieder preisgab. Er sagt wörtlich: „Aber dies ist das Betrübenste an der Dornburgschen Politik: Solange die Bergrechte der D. R. G. nicht viel wert schienen, brachte er einen für das Reich nicht ungünstigen Vertrag zustande; sowie aber infolge der Auffindung der Diamanten diese Rechte wertvoll wurden, zertrümmerte er in der Handhabe sein eigenes Werk und schenkte der D. R. G. durch eine neue Sonderberechtigung mehr, als sie je besitzen hatte.“

In der Schrift werden die weiteren Verfügungen, welche die Gründung der D. O. G. und der Vorkommnisse vorbereiteten, einer eingehenden Kritik unterzogen und die Vorgänge geschildert, welche zum Mißlingen des Berichts Dornburgs, den ersten Vertrag mit der D. R. G. im Januar abzuschließen, führten, obgleich Dornburg versuchte, dem Reichstag „Sand in die Augen zu streuen“.

Auch die neuen (Mal-) Verträge und ihre vorläufige Wirkung werden von Erzberger beleuchtet, Leistung und Gegenleistung einander gegenübergestellt und die Verletzung des Budgetrechtes des Reichstages mit folgenden Worten betont: „Noch läßt sich das schwere Unglück des Wirkamerdes des Vertrages mit der D. R. G. vermeiden, denn dieser Vertrag bedarf zu seiner Gültigkeit der Zustimmung der gesetzgebenden Faktoren des Reichs. Der Vertrag enthält eine Menge von Verzichtsleistungen auf staatliches Vermögen und fiskalische Vorteile. Dies kann nicht einseitig durch die Verwaltung erfolgen. Der Vertrag ist vielmehr den gesetzgebenden Körperschaften zu unterbreiten; der Herr Reichskanzler kann es nicht unterlassen, dies sofort nach dem Zusammentritt des Reichstages nachzuholen, so daß nicht erst Anträge aus dem Reichstage abzuwarten sind. Dann wird auch das Reichsamt, das meines Wissens bei diesen hochbedeutungsvollen finanziellen Verträgen zwar nicht mitwirkt, Gelegenheit haben, sich zu äußern. Der Mißtritt Dornburgs, der erst den Vertrag unterzeichnete und dann seine Entlassung erhielt, macht diesen Schritt doppelt nötig.“

Schließlich behandelt die Broschüre den Kriegskostenantrag Erzbergers. Dieser viel besprochene Antrag hat auch hier dranhin viel Staub aufgewirbelt und viel Widerspruch gefunden. Wir glauben, daß der Antrag, der wohl kaum in seiner vollen Ausdehnung Gesetzeskraft erhalten wird, vielfach mißverstanden wurde und seine Wirkungen mißachtet worden sind. Einmal sollten nur Private und Gesellschaften, deren Vermögen über 300 000 Mark beträgt, besteuert werden, und solche Privatvermögen sind im Schutzgebiete nicht viel gebräuchlich. Dann sollte die Steuer nur 1 Prozent betragen und in 4 Jahresraten à ein Viertel Prozent erhoben werden und schließlich war in allen Ausführendenbestimmungen, besonders bezüglich der Steuerpflicht, des Maßstabes der Besteuerung, der Veranlagung, der Steuererhebung und der Strafbestimmungen und Kosten die Anhörung des südwestafrikanischen Landrates vorgezogen und damit einem zu rigorosen Anziehen der Steuerstrafen vorgebeugt. Wir geben wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, daß es Herrn Erzberger in erster Linie darum zu tun war, dem Staate eine wirksame Waffe für die Verhandlungen mit den privilegierten Gesellschaften betr. Ablösung ihrer Rechte in die Hand zu geben. Herr Erzberger hat das Material, das den Ansprüchen der D. R. G. entgegensteht, noch lange nicht erschöpft. Er unterläßt jeden Hinweis auf die Ungültigkeit der Ansprüche, die sich auf den Ver-

trag mit Jonker stützen und auf den hohen Grad der Anfechtbarkeit der übrigen Ansprüche der Gesellschaft auf Bergrechte im Hererolande. Auch übergeht er die Tatsache, daß die D. R. G. durch die Art ihres jetzigen Abbaues gegen den Maivertrag verstößt und daß die Maiverträge der D. R. G. die Sandhabe bieten, die Gewinnbeteiligung des Fiskus illusorisch zu machen.

Durch die Art und Weise aber, in der er die berechtigten Wünsche der Ansiedler in und außer dem Reichstage vertreten hat, hat er den aufrichtigen Dank der Kolonisten verdient und diese unsere Dankesschuld ist durch die Veröffentlichung seiner neuen Broschüre und durch sein Verprechen, den Kampf für unser Recht weiter zu führen, noch gewachsen. Wir Kolonialdeutsche müssen uns nicht in das Parteigetriebe des Mutterlandes, den in dieser Hinsicht von fortgeschrittener Seite gegen uns erhobenen Vorwurf weihen wir als gänzlich unberechtigt zurück. Wir nehmen das Gute, wo wir es finden und sind jedem, der sich der Mienenarbeit unterzieht, die tatsächlichen Verhältnisse der Kolonien, deren Vernorrenheit durch die „dundischen Verträge“ mit allen ihren Schattierungen und Gegenverträgen“ noch größer geworden ist, zu studieren, von Herzen dankbar.

Soweit die erwähnte Kolonialzeitung. Es ist auffallend, daß heute die gesamte Öffentlichkeit auf der Seite des Antrages Erzberger steht und daß kein Mensch mehr die unerhörten Verträge Dornburgs zu rechtfertigen wagt. Der Reichstag muß daher in eine Nachprüfung der Verträge eintreten und das Recht der Allgemeinheit zu vertreten suchen. Dividendenpolitik soll man im Reichstage nicht treiben!

England vor der Entscheidung.

England hatte zu gleicher Zeit seine Steuerreform, wie Deutschland seine Finanzreform. Während die deutsche Reform unter Dack und Fack gebracht wurde, wenn auch zum großen Verger der betriebenen Wähler, ist die englische samt dem Budget gezeichnet an dem Veto des Oberhauses, und seitdem steht in England die konstitutionelle Frage als ein bitterer Streit auf der Tagesordnung, der nur durch die Trauer um den verstorbenen König Eduard zurückgestellt wurde, aber jetzt mit neuer Seltigkeit hervortritt. Immer fürnehmlich wird jetzt die Resolution des Oberhauses verlangt, daß es ihm unmöglich gemacht wird, sein Veto gegen das Budget abzugeben.

Es wurde eine Vetokonferenz eingesetzt, die den Streit schlichten sollte. Man prophezeit ihr schon seit einiger Zeit, daß sie mit einem Fiasko endigen werde. Nun ist es geschehen, was man vorausahnte. Der „Königlichen Volkszeitung“ wird hierzu aus London geschrieben:

„Sehr viel spricht es ja nicht für die Staatskunst der adl. Vertreter der beiden Parteien, wenn sie 21 Sitzungen brauchen, um einzugehen, daß sie sich nicht einigen konnten, aber schließlich zeigt das doch wenigstens, daß sie sich alle Mühe gegeben haben, wenn man nicht etwa annehmen will, daß die ganze Sache nur eine große Komödie war, um den Abberückelung ein wenig hinauszuverschieben. Man hat nun bemerkt, der Premierminister sei am Freitag desahls nach Sandringham gefahren, um das Besprechen von dem König zu verlangen, eine genügende Anzahl von liberalen Peers zu ernennen, um die unionistische Macht in diesem Hause zu brechen. Das ist möglich, aber wahrscheinlich ist, daß der Minister vorläufig nur die Zustimmung des Monarchen zur Auflösung des Parlaments eingeholt hat, denn der Peersklub kommt doch erst in Frage, wenn die Liberalen wieder mit einer großen Mehrheit an das Rudel gerufen werden, und die Peers sich dann noch immer weigern, den Forderungen der Mehrheit des Unterhauses nachzugeben. Wäre es darüber wird der Premierminister erst am nächsten Dienstag nach Eröffnung der Sitzung des Unterhauses erklären. Man erzählt sich, daß Balfour sich schließlich hätte bereit finden lassen, mit Bezug auf die trübe Frage nachzugeben, aber der seit einigen Wochen zum Vorschein gekommene Aufbruch der jüngeren Elemente in der unionistischen Partei habe es ihm unmöglich gemacht, gerade so wie vor nicht langer Zeit, als es sich um die Befreiung des Kronungsbeides handelte, wo dieselbe Gruppe von jungen Konservativen meuterte. Dieser

Aufbruch hat nach derselben Erzählung noch einen pikanten Beigeschmack. Die schlimmsten Feinde gegen den konservativen Führer sollen nämlich in ein paar jungen — Damen zu suchen sein, die vor nicht langer Zeit konservativ Peers heirateten und sehr bald einen Feldzug gegen Balfour begannen, der ihnen nicht scharf genug für die Rechte des Oberhauses eintritt. Die Peersfrauen drängen vor Weibnächtern schon zu Ende sein, und dem Rolle ist es auch nur zu wünschen, wenn die ganze Weibnächtern und das Weibnächtern nicht weiter so gestört werden wie im vorigen Jahr. Das Weibnächtern wird ja unter allen Umständen etwas sein müssen, aber in vielen Kreisen ist Mitte Dezember schon alles vorbei, wenn die Auflösung sofort erfolgt.

Daß John Medmond, der von den konservativen Zeitungen jetzt der Diktator genannt wird, unter diesen Umständen mit besonderer Begeisterung begrüßt wurde, als er gestern abend spät aus Amerika zurückkehrte, ist natürlich. Der Dampfer Celtic, auf welchem der Fremder die Heimreise machte, wurde gestern nachmittag an der irischen Küste gestrichelt, und auf ein gegebenes Zeichen wurden auf allen Anhöhen und Bergen an der ganzen Küste entlang Freudenfeuer abgebrannt. Bis nach Queenstown hin sahen die ganze Küste in Flammen zu stehen. Der Erstflugausmarsch war ebenso groß wie im Winter 1880, als Bartell zurückkehrte. Abends spät landete Medmond in Killybegs, wo er von Vertretern der Nationalistenpartei empfangen wurde. T. B. O'Connor war im Laufe des nachmittags von Kanada kommend in London eingetroffen, wo ihm auf dem Graftonbahnhof ebenfalls ein sehr herzlicher Empfang bereitet wurde.

Der Schatzkanzler Lloyd George, der durch seinen heftigen Feldzug gegen das Oberhaus bekannt geworden ist, hat aus den geheimen Verhandlungen ein Schreiben an die Zeitungen gerichtet, aus dem hervorgeht, in welcher heftiger Weise er gegen das Oberhaus sich gekämpft haben mag. Er schreibt: „Wir haben vergebens jedes Mittel angewandt, auf verbotenen Wege für alle Briten die gleichen politischen Rechte zu erlangen. Jetzt sind wir zum Kampfe getrieben worden um eine unparteiische Behandlung im Deimatlande. Wir weisen den Anspruch der 600 Tory-Peers zurück, daß sie dazu geboren seien, über das Schicksal von 46 Millionen Landesleuten zu verfügen und deren Wünsche nach einer guten Regierung zu führen.“ Diese heftige Sprache des Führers der radikalen Abteilung der Regierungsmehrheit dürfte nicht gerade der Stimmung des Gesamtkabinetts entsprechen. Man kann aber daraus einen Schluß ziehen, wie bitter der bevorstehende Wahlkampf werden wird. Aus dem Auftreten der Iren ist zu schließen, daß Home rule eigentlich den Angelpunkt der Verhandlungen in der Konferenz gebildet hat und daß es zur Lösung für die Peerswahl wird.

Die Witterungsverhältnisse im Oktober 1910.

Der verfloßene Oktober ist durch zu hohe Mitteltemperaturen und zu geringe Niederschlagsmengen, sowie durch reichliche Nebelbildung gekennzeichnet; er ist seit dem März der erste Monat gewesen, der wieder einmal einen Wärmeüberfluß gebracht hat. Dieser hat den erheblichen Betrag von 1 1/2 bis 2 Grad erreicht. Eine Ausnahme macht nur Bielefeld, wo die Monatsmittel der Temperatur nur um 1 Grad zu hoch sind, was sich durch erklärt, daß was dort öfter vorkommt, infolge häufiger Nebelbildung die Erwärmung durch die Sonnenstrahlen erheblich behindert worden ist. Frost ist nur in ganz freien oder in rauhen Lagen und auch da nur ganz leicht aufgetreten. Ganz gering für einen Oktober, in dem sich sonst länger anhaltende, stärkere Uebererregungen einzustellen pflegen, sind die Niederschläge gewesen; nur an einer Station ist die Hälfte des langjährigen Durchschnitts erreicht worden, sonst ist im Mittel nur etwa ein Viertel derselben gemessen worden. Bei den Söden ist im letzten Drittel der erste leichte Schnee gefallen. Während alle Monate seit dem Beginn des Jahres einen mitunter recht erheblichen Mangel an Sonnenstunden aufzuweisen hatten, sind im Oktober wieder etwas mehr normale Verhältnisse eingetreten, indem in Karlsruhe die Sonne nur um 8 Stunden weniger geschienen hat, als der Durchschnitt der letzten 16 Jahre beträgt. Auf den Höhen, die meist über den die Niederschläge bedeckenden Niveaus gelegen waren, ist die Sonnenscheindauer größer gewesen. Die Luftdruckmittel sind um 1 1/2—2% Millimeter zu hoch ausgefallen.

Der Berichtsmontat begann im Bereich hohen, über Mitteleuropa gelegenen Druckes mit heiterem und sehr warmem Wetter; schon am 8. verunsicherte aber eine im Norden vorbeiziehende Depression, von der sich ein Teilminimum auf südbölicher Bahn nach Polen hin ab-

Jugendfreundschaft.

Roman von G. v. Schlippenbach

(Fortsetzung.)

„Ehe der älteste Bruder nach Ausland zurückkehrte, hatte er mit Adam eine Unterredung über seine Zukunftspläne. Adam hatte eben das Abgangszeugnis gemacht und es war sein Wunsch, Elektrotechnik zu studieren.“

„Söre, mein Junge,“ sagte der Doktor, „ich werde dir die Mittel geben.“

„Was? Wirklich, Alter!“ rief Adam, „das ist kolossal nett von Dir!“

„Na, drücke mich nicht vorher tot,“ versetzte Alfred lachend, als der große, kräftige Jüngling ihn stürmisch umarmte, „sieh einmal, als unser guter Vater starb, da habe ich mir das Wort gegeben für Euch jüngeren Geschwister zu sorgen. Und nun fröhlich an die Arbeit, Adam, dann bleibst Gottes Segen nicht aus.“

„Ich will ein ganzer Keel werden, Alfred,“ sagte Adam ernst, „hier meine Hand darauf!“

„Mutter,“ sagte Alfred, „auch Dein zweiter Sohn wird seinen Weg im Leben machen.“

Frau Grotenbach dankte ihrem treuen, ältesten Sohn bewegt.

„Adam ist nicht so begabt wie du,“ sagte sie, „aber ein zuverlässiger Charakter. Unser Jüngster möchte Physiker werden.“

„Er soll zuerst die Schule beenden, dann findet sich auch dazu Rat, Mutter.“

Als der Zug auf der kleinen, oipreussischen Station hielt, von der man nach zwei Begegnungen bis Lachsdiene hatte, stand Adolf Rosen breitbeinig in seinen hohen Wasserstiefeln da und be-

grüßte seine Schwiegermutter herzlich. Er war noch etwas behäbiger geworden, sein gutmütiges, rotes Gesicht strahlte zufrieden.

„Willkommen! Willkommen!“ rief seine laute Stimme und er küßte Frau Grotenbach schallend auf die Wangen.

„Kommst Du von der Jagd?“ fragte Thelma, denn Rosen trug eine schöne Flinte.

„Nein, es gibt um diese Zeit wenig zu schießen, aber ich gehe trotzdem selten ohne Flinte aus, und wenn es auch nur eine Kräbe ist, geknallt muß werden. Sie müssen bei uns rote Baden kriegen, Manachen, wie soll man die in der Stadt haben? Bei uns heißt es früh zu Bett und mit den Säbelen heraus, das ist gesund. Die Klara blüht wie eine Rönne.“

„So geht es ihr gut?“ fragte Frau Grotenbach, über den Vergleich lächelnd.

„Jamos! Sie hat sich fein eingewirtschaftet, sie ist eine Kapitalfrau.“

Ein altmodischer, gelber Wagen, der von vier kräftigen Braunen gezogen wurde, nahm die Reisenden und ihren Schwiegerjohn auf: der greise Aufsitzer, ein alter, treuer Diener der Familie, setzte die Pferde in Bewegung, recht bedächtig rollte die Kalesche über den Weg.

„Jaß zu, Johann, die gnädige Frau wartet!“ rief Rosen.

„Hier fängt meine Grenze an,“ sagte Klärchens Gatte mit Stolz, „find das nicht prächtige Wäme? So lange ich lebe, will ich meinen Wald schönen, damit meine Söhne einst hier jagen können.“

Die Sonne neigte sich gen Westen, als das spitze Schieferdach des Hauses aufstand, in dem Klara Grotenbach als Herrin waltete. Es ging durch eine schöne, alte Alornallee, dann fuhr der Wagen um einen Reitenplatz über breite Kieswege. Es gab in

Lachsdiene keine hochstämmigen Rosen, keine kunstvollen Teppichbeete, sondern reichte des Gärtnerjungen Kunst nicht, aber Meisela und Nellen, Ledfogen und Stiefmütterchen orangten im bunten Flor vor dem Hause. Einige gefleckte Jagdhunde lagen auf der Stufe der Treppe, Klärchen eilte hinter, ihr frisches Gesicht strahlte.

„Mutting, du liebes Mutting,“ jubelte die junge Frau Rosen und umarmte Frau Grotenbach innig.

„Alterchen, ihr seid aber langsam gefahren,“ sagte Klara, „ich gucke mir seid einer Stunde die Augen nach euch aus.“

Rosen gab ihr den Arm und führte sie behutsam die Treppe hinauf.

„Der Johann schonte die Pferde, nun zeige Mutter ihr Zimmer und gib uns etwas Gutes zum Abendessen, ich habe einen Varenhunger, Frauenchen.“

„Wie gewöhnlich,“ lachte Klara.

Lachsdiene war kein schönes Haus, langgestreckt lag es da; die Fenster waren nicht eben groß, ein ziemlich verwildertes Park schloß sich an das Herrenhaus; bisher hatte Rosen noch keine Zeit für die Verschönerung gehabt, das praktische Element waltete vor, der Obst- und Gemüsegarten befanden sich in tadellosem Zustande und lieferten reichen Ertrag.

Frau Grotenbach war seit ihrer Ueberriedelung noch nicht in Dippreufen gewesen, sie freute sich, die Luft der Heimat zu atmen und in Wemmel manche treue Freunde und die Gräber Jmas und Edgars zu besuchen. Klara sah blühend und glücklich aus und spielte die Wirtin mit Würde und Sicherheit. Die trefflich zubereiteten Speisen mundeten herrlich, eine behagliche Stimmung herrschte unter den drei Menschen. Hinter dem Wald erhob sich rund und voll der Mond, die große Wieße war in Nebel

gehüllt, der Duft des gemähten Heus erfüllte die Luft und im Park riesen die Nachtigallen.

Klara hatte sich an die langentbehrte Mutter geschniegelt, leise sprachen sie zusammen. Frau Grotenbach erzählte von Epos und Sammers Hochzeit. Sie befanden sich jetzt in Benedig; auch dort schien der Mond auf ein junges Glück.

„Roessie und Proja,“ dachte die Mutter, „das Ros der Schwwestern ist grundverschieden, aber hier wie dort gibt es Glück.“

„Zu Bett, zu Bett!“ rief Rosen, „es ist höchste Zeit, ich bin totmüde.“ Er gähnte kräftig.

Klara und ihr gastfreier Adolf waren nie froher, als wenn in Lachsdiene Gäste waren und nun erst recht, wenn es galt, einen so lieben, seltenen Besuch wie Frau Grotenbach aufzunehmen. Mit hausfremlichem Stolz führte Klara die Mutter überall umher, Küche und Keller, Garten und Boden, alles war in tadelloser Ordnung. In den großen Eichenstuben lag selbstgebohenes und gewebtes Leinwandzeug fest und dauerhaft für Kind und Kindeskind.

„Ja, liebe Mama,“ sagte Rosen schmunzelnd, „ich bleibe dabei, es geht nichts über den eigenen Grund und Boden, ich tausch mit keinem König und seit ich das Klärchen zur Frau habe, ist Lachsdiene für mich das Paradies.“

„Wir kommen höchstens zweimal im Jahr nach Wemmel,“ bemerkte Klara, es fällt uns schwer, auch nur einen Tag fortzufahren.“

„Wenn erst unser Junge da ist,“ begann Rosen, „aber die Hand seiner Frau hielt ihm den Mund zu.“

„Erst abwarten, Adolf,“ sagte sie lächelnd.

(Fortsetzung folgt.)

